

Christuskirche Schulau

Feldstraße 32-36, 22880 Wedel

Predigtimpuls

Judika - 22. 03. 2026

von Pastor Udo Zingelmann

Predigttext: Hebräerbrief 13,12-14

Der Friede Gottes des Vaters, die Liebe seines Sohnes Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Amen

Ich lese den Predigttext aus dem Hebräerbrief, Kapitel 13:

„Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor.

So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen.

Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Amen

Liebe Gemeinde,

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ – diesen Vers lesen wir gerne bei Trauerfeiern. Weil er einerseits die Wahrheit ausdrückt, dass das Leben des Menschen begrenzt ist. Das gehört zu der Ehrlichkeit dazu, die manchmal etwas Befreiendes haben kann, wenn ausgesprochen wird, dass der Mensch diese Welt eines Tages wieder verlassen muss. Und andererseits, weil er gleichzeitig die Hoffnung sagt, dass mit dem Tod eben nicht alles aus ist, sondern nach christlichem Glauben ein Gott ist, der selbst über den Tod hinaus einen Ort für uns hat. Dass es gibt ein Leben nach dem Tod.

Was nichts anderes heißt als: alles bricht weg – und doch wird die Zukunft neu. Alles bricht weg mit dem Tod, das Leben endet, die Beziehungen brechen ab, die Freuden am Leben – manchmal auch der Schmerz an ihm. Und gleichzeitig ist das nicht das Ende, sondern der Anfang – der Anfang des ewigen Lebens, einer Zukunft des Reiches Gottes.

So erinnert der Brief an die Hebräer an den Kreuzestod Jesu *„gelitten hat draußen vor dem Tor“*, dort, wo Golgatha lag, die Schädelstätte, da man die verurteilten Verbrecher hinzurichten pflegte; nicht innerhalb, sondern bewusst außerhalb der Stadt und der menschlichen Gemeinschaft. Und gleichzeitig legt er hinein in die Erinnerung die Deutung dessen, was einst geschah vor den Toren Jerusalems – in dem er diesen kleinen Satz einschiebt *„damit er das Volk heilige durch sein Blut“*, bietet er die kürzeste Zusammenfassung der Passionsgeschichte und zugleich seine Auslegung. Nach christlicher Überzeugung ist Jesus am Kreuz gestorben, um damit die Strafe für die Sünden der Welt auf sich zu nehmen – und abzuwenden von der Menschheit, *„das Volk zu heiligen“*, damit unser Tod eben nicht mehr für uns nur das Ende ist, sondern zugleich zu einem Anfang wird.

Was damals geschah, das kann man am Schiffsbau sehr schön am Beispiel einer sogenannten „Opferanode“ zeigen – einem Bauteil am Schiffsrumpf, das diesen vor Schaden bewahrt. Denn wenn man sich ein Schiff vorstellt, dann hat man da einen Schiffsrumpf – meist aus Eisen – und eine Schiffsschraube, meist aus Bronze. Und das Ganze schwimmt im Salzwasser. Damit hat man die Grundbestandteile einer Batterie: Eisen, ein höherwertiges Metall, Bronze, ein niederwertiges Metall – und das würde dazu führen, dass durch das Salzwasser ein elektrischer Strom fließt, der zwar schwach ist, aber auf Dauer eben das Eisen des Schiffsrumpfes angreift. Deswegen setzt man auf den Schiffsrumpf einige Blöcke eines noch niederwertigeren Metalls – zum Beispiel Zink – das dann anstelle des Schiffsrumpfes angegriffen wird und so den Rumpf vor Schaden bewahrt. Daher der Name „Opferanode“.

Nun ist dazu zu sagen, dass der Gedanke eines „Opfers“ heutzutage wenig modern scheint, aber doch immer noch sinnvoll sein kann – wie etwa im Falle eines alten Mannes, der seine Frau verloren hatte und schwer an der Trauer um sie trug, und gar nicht recht wusste, wie er damit umgehen sollte. Bis in einem Seelsorgegespräch die Pastorin ihn fragte: „Wie, wenn Sie es sich umgekehrt vorstellen: Sie wären gestorben, und ihre Frau trauerte um Sie?“ Dieser Gedanke war ihm noch unerträglicher, dass seine Frau solches Leid ertragen müsste. Und von diesem Moment an konnte er viel besser mit seiner Trauer umgehen, denn sie hatte für ihn einen Sinn bekommen: den Sinn eines Opfers, dass er auf sich nahm, was er seiner Frau damit ersparte.

„Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor.

So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen.“

Mit dem zweiten Satz stellt der Prediger – denn nichts anderes ist der Hebräerbrief eigentlich – die Verbindung her zwischen dem Gestern und dem Heute, dem Ende und dem Anfang. Denn am

Kreuz hingerichtet zu werden, das wurde ja früher als Schmach empfunden; nicht nur als schreckliche Strafe und schmerzvoller Tod, sondern auch als entehrend – die Strafe eines Verbrechers und Ausgestoßenen. Aber der Weg Jesu am Kreuz wurde für ihn – was wir Späteren im Nachhinein ja wissen – ja nicht zum Ende, sondern zum Anfang: in die Auferstehung und in das Leben. Nicht in die Schmach, sondern in den Sieg. So dass für die Christen der Weg zu ihm hinaus eben nicht der Weg in das Ende – oder in die Verweigerung der Teilhabe am Leben der Stadt ist, sondern führt in den Zutritt zur Gegenwart Gottes, die Jesus eröffnet hat. Eben nicht Weltflucht, sondern Hoffnung auf ewige Geborgenheit.

Übrigens sollen unsere Gottesdienste bis heute davon einen Vorgeschmack geben: das Leben des Menschen ist auf Erden begrenzt, aber im Himmel ewig. Jeder Gottesdienst ist – oder soll zumindest sein – ein kleines Tor zu diesem „draußen und gleichzeitig drinnen“, wo sich die Tür zum ewigen einen Spaltbreit öffnet und Menschen sehen können die Hoffnung des Glaubens und die Weite der Ewigkeit. Er soll eine Auszeit sein – Pause vom Alltag, Auftanken für die Seele. Begegnung mit Gott – im Reden, im Hören auf sein Wort und auch im Singen und im Hören der Musik. Hören und Spüren von neu werden und von Zukunft.

Wo Zukunft neu wird, selbst wenn alles bricht – so war es in alter Zeit: Jesus wurde hingerichtet, und alles schien zu Ende und die Jünger versteckten sich verzagt und mutlos – und dann wurde die Zukunft neu, als sie plötzlich auf den Straßen und Plätzen standen und verkündeten: „Wir haben Jesus gesehen, er ist auferstanden und lebendig!“

Wo Zukunft neu wird, selbst wenn alles bricht – so war es auch, als der Hebräerbrief geschrieben wurde. Was wir von ihm zu wissen glauben, ist, dass er geschrieben wurde in Rom zur Zeit der Cäsaren Claudius oder Nero – und von beiden ist bekannt, dass unter ihnen jeweils eine Christenverfolgung stattfand. Der eine wies die Juden aus Rom aus, der andere richtete viele der Christen hin. Und in dieser Situation der hereinbrechenden Verfolgung und

der Schmach setzt sich einer hin und schreibt ihnen: schaut auf die Zukunft – auch und gerade im Alltag der Welt! Denkt daran, dass das hier auf Erden nicht das letzte ist; dass wir hier eigentlich nur auf der Durchreise sind!

So, wie es einmal ein späterer Reisender erfahren haben soll, ein Wanderer, der in die Dunkelheit kam und auf der Suche nach einer Herberge an ein kleines Kloster kam und dort um Obdach für die Nacht bat. Und die Mönche ihm sagten: „Sie haben Glück, einer unserer Brüder ist heute nicht da; Sie können in seinem Zimmer übernachten.“ Und er betritt das Zimmer des Mönchs – und würde erwarten im Privatraum eines Menschen Kleiderschränke und Bücher, jedenfalls allerlei Habseligkeiten – stattdessen findet er nur ein Bett, einen kleinen Tisch, einen Stuhl und eine kleine Truhe. Und er fragt die Mönche, ob sie denn nichts weiter hätten. „Nein“, sagen die „genau wie Sie – Sie haben ja auch nur einen kleinen Rucksack dabei.“ – „Ja, aber ich bin ja nur auf der Durchreise“ – Und die Mönche antworten ihm: „Wir sind auch nur auf der Durchreise“.

„So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen.

Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

So haben Christen immer wieder erfahren, dass an Christus zu glauben heißen konnte, zu ihm hinauszugehen und sich selbst „draußen vor der Tür“ wiederzufinden. Nicht verstanden zu werden ist oft Teil einer christlichen Existenz. Übergangen und nicht gehört werden – auch jetzt in den Zeiten, da wir nicht mehr Volkskirche sind und zunehmend Minderheit werden. Sich dieser Welt fremd fühlen. Leiden an Krieg und Aufrüstung. Dürsten nach Gerechtigkeit.

Aber auch zu erleben, dass dieses Draußen keine Sackgasse ist, sondern Zutritt in die Gegenwart Gottes. Denn auch Jesus ist nicht groß geworden drinnen – in den Synagogen und Tempeln oder

Palästen oder Zentren der Macht – sondern draußen, auf den Straßen und Bergen, den Häusern mit aufgedeckten Dächern und Fischerbooten auf stürmischem Meer.

Und so ist der christliche Weg „zu ihm hinauszugehen“ eben kein Weg in den Ruhm der Welt, sondern mitunter bewusst anders. Denn Christus ist für uns – wie es in der Epistel hieß – „Priester nach der Ordnung Melchisedeks“. Dieser Melchisedek war nach der Bibel König und Priester zugleich, vereinigte also die weltliche und die geistliche Macht. Also nichts mit Trennung von Staat und Kirche.

Darum ist Jesus für uns eben nicht nur geistliche Autorität – das hätten manche Parteiführer gern – sondern auch weltliche Autorität. Darum beschränken sich die Kirchen in Deutschland eben nicht nur auf Gottesdienst und Seelsorge und Gebet, sondern können uns nichts anderes vorstellen, als auch danach zu handeln: in der Diakonie Menschen konkret zu helfen, wie auch in der Politik Anwältin zu sein für alles das, was der „zukünftigen Stadt“ dient: für die Aufnahme von Flüchtlingen zu werben; zu helfen, die Schöpfung und das Klima zu schützen; für die zu sprechen, die es selbst nicht mehr können; für die Waisen und Witwen zu sorgen. Und damit ganz bewusst einiges anders zu machen als in der Wirtschaft der Welt und ihrer Politik üblich, etwa – trotz aller Sparnotwendigkeiten – einiges zu tun, obwohl es Geld kostet.

„Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ – übrigens hat sich selbst diese Welt zumindest eine Ahnung davon bewahrt, wenn sie nämlich trotz aller Säkularisierung in ihren Parlamenten und Gerichtssälen immer noch ein Kreuz hängen hat. Das soll dort nämlich nicht zum Gebet rufen oder auf die christliche Prägung dieses Landes hinweisen (auch wenn das niemandem schaden würde), sondern vielmehr daran erinnern, dass alles menschliche Handeln, auch alles menschliche Recht und menschliche Ordnungen immer nur vorläufig sind und mit dem rechnen müssen, womit schon Lessings

Ringparabel endete: „So lad´ ich über tausend, tausend Jahre sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird ein weiserer Mann sitzen als ich, und sprechen“.

Wer dabei aber weiß, dass im „Hinausgehen aus der bleibenden Stadt zu Christus“ die Zukunft neu wird und die zukünftige Stadt gefunden werden kann, der könnte zu dem Glauben gelangen, den Dietrich Bonhoeffer beschreibt:

Ich glaube,
dass Gott uns in jeder Notlage
soviel Widerstandskraft geben will,
wie wir brauchen.
Aber er gibt sie nicht im Voraus,
damit wir uns nicht auf uns selbst,
sondern allein auf ihn verlassen.
In solchem Glauben müsste alle Angst
vor der Zukunft überwunden sein.
(Evangelisches Gesangbuch S. 670)

Und der Friede Gottes, der höher ist als alles, was Menschen verstehen und begreifen können, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus.
Amen